

"...eine fast tödliche Bereitschaft" : Thomas Manns Entscheidung von 1936 im Spiegel seines Briefwechsels mit Erika Mann

Autor(en): **Wysling, Hans**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **63 (1983)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **07.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-164034>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hans Wysling

«... eine fast tödliche Bereitschaft»

Thomas Manns Entscheidung von 1936
im Spiegel seines Briefwechsels mit Erika Mann

Es ist Thomas Mann immer wieder vorgeworfen worden, er habe sich zu spät von den nationalsozialistischen Machthabern distanziert. Der Vorwurf kam nicht zuletzt von seiten seiner ältern Kinder, Klaus und Erika. Diese Auseinandersetzung erreichte anfangs 1936 eine Zuspitzung, die Thomas Mann schliesslich zur Stellungnahme zwang. Wie kam es dazu? Einige der wichtigsten Begebenheiten seien hier kurz rekapituliert.

Leopold Schwarzschild (1891–1950), der Herausgeber des «Neuen Tage-Buchs», hatte am 11. 1. 1936 einen Artikel veröffentlicht, in dem er Gottfried Bermann Fischer als «Schutzjuden» des Nazi-Regimes bezeichnet und ihn verdächtigt, er wolle mit Goebbels' Einverständnis in Wien einen «getarnten» Exilverlag gründen. Thomas Mann liess am 18. 1. 1936 mit Hesse und Annette Kolb zusammen in der «Neuen Zürcher Zeitung» einen *Protest* erscheinen, in dem Schwarzschilds Unterstellungen als ungerechtfertigt zurückgewiesen wurden. Schwarzschild hat sich später bei Gottfried Bermann Fischer entschuldigt (vgl. Gottfried Bermann Fischer: *Bedroht – bewahrt*. Frankfurt: S. Fischer 1967, S. 102 f., und Gottfried Bermann Fischers Briefe vom 16. und 23. 1. 1936, *Briefwechsel*, S. 118 ff.). – Im «Neuen Tage-Buch» vom 25. 1. 1936 kam Schwarzschild auf den *Protest* vom 18. 1. 1936 zurück und forderte Thomas Mann auf, sich von Gottfried Bermann Fischers Plänen zu distanzieren und rückhaltlos für die Exilliteratur einzutreten.

Dies, unter anderem, war für Eduard Korrodi, den Feuilletonredaktor der «Neuen Zürcher Zeitung», der Anlass, den Artikel *Deutsche Literatur im Emigrantenspiegel* zu schreiben (26. 1. 1936). Am gleichen Tag erhielt Thomas Mann aus Amsterdam folgendes Telegramm:

*bitten inständig auf Korrodis verhängnisvollen Artikel
wie und wo auch immer zu erwidern stop diesmal geht es
wirklich um eine Lebensfrage für uns alle*

Klaus [Mann] und Landshoff

Thomas Manns Offener Brief an Eduard Korrodi erschien am 3. 2. 1936 in der «Neuen Zürcher Zeitung». Er erklärte darin seine Solidarität mit der Exilliteratur. Diese Stellungnahme führte zum endgültigen Bruch mit dem Nazi-Regime. Am 2. 12. 1936 verlor Thomas Mann seine deutsche Staatszugehörigkeit.

Wir drucken hier Erika Manns ultimative Briefe an ihren Vater ab. Sein Antwortbrief vom 23. 1. 1936 ist erst vor kurzem bekannt geworden. Es handelt sich um ein wichtiges Dokument der Emigration. Im Tagebuch heisst es am 24. 1. 1936: «Schrieb den [. . .] Brief an Eri zu Ende, für sie und die Nachwelt.»

Erika Mann

Biel, am 19. Januar 36

Lieber Z., –

dass Dein «Protest» in der N.Z.Z.¹ mir traurig und schrecklich vorkommen musste, hast Du natürlich gewusst, – falls Du einen Gedanken in dieser Richtung gedacht haben solltest. Ich meinerseits weiss immer, dass ich kein Recht habe, Dir «Vorhaltungen zu machen» und mich sonstwie «einzumischen». Immerhin möchte ich Dir erklären, warum Deine Handlungsweise mir dermassen traurig und schrecklich vorkommt, dass es mir schwierig scheint, Dir in näherer Zukunft überhaupt unter die Augen zu treten.

Zur Sache: Die Tagebuchglosse gegen Bermann mag zu «scharf» gewesen sein, – Schwarzschild mag sich vor allem ins Unrecht gesetzt haben, – man soll einen Juden, der nun also emigrieren will, wohl draussen nicht «denuncieren» [. . .]. Sicher ist, dass Bermann feste Zusagen gegeben haben muss, nichts Emigrantenfreundliches draussen zu unternehmen. Mir genügt das, um einem Vorkämpfer dieser Emigration das Recht einzuräumen, Unkundige vor dem «falschen Emigranten» zu warnen. Gleichviel. Dir genügt es nicht, Du hattest im Gegenteil den Wunsch, für Bermann einzutreten, – mit der Kolb und Hermann Hesse gemeinsam einzutreten, – öffentlich einzutreten, – in der N.Z.Z. einzutreten und Du weisst, dass dieser Satz drei Steigerungen enthält. Du hast Dir Deinen Wunsch in vollem Masse erfüllt, obwohl die Tatsache des Erscheinens Deiner Bücher im Bermann-Verlag ohnedies verraten haben würde, dass Du seinem Inhaber nichts Arges zutrauen magst. (Ebenso, wie etwa Deine Abwesenheit von Deutschland genügen muss, um der Öffentlichkeit Deine Abneigung gegen die Nazis zu demonstrieren, ohne dass Du ihr, der Abneigung, noch eigens Ausdruck zu verleihen brauchst.)

Doktor Bermann ist, soviel ich weiss, die erste Persönlichkeit, der, seit Ausbruch des dritten Reiches, Deiner Auffassung nach, Unrecht geschieht, zu deren Gunsten Du Dich öffentlich äusserst. Für niemanden sonst hast Du es bisher getan. Dein Apell für Ossietzky durfte nicht veröffentlicht werden², – Du schwiegst, als Hamsun denselben Ossietzky öffentlich anpöbelte³ und als der kleine Kesser den «Henri Quatre» erledigte⁴, schriebst Du einen (wunderbaren) Privatbrief⁵. Besonders empörend nannst Du übrigens gesprächsweise die Tatsache, dass der Kesser den Verriss in der N.Z.Z. placiert hatte. Jedes andere Blatt schien Dir für unsereinen geeigneter, um Angriffe gegen einen verdienten Emigranten anzubringen. Schwarzschild nun ist ganz zweifellos, auch in Deinen Augen, ein hochverdienter Emigrant, – er ist einer der ganz wenigen, der etwas wirkt und sachlich zuwege bringt. Du selbst hast dieser Einsicht (privat!) oft genug Ausdruck gegeben. Auf der andern Seite war klar, dass weder Hesse, noch Annette⁶, – beides Mitarbeiter an deutschen Tageszeitungen, – es sich würden leisten mögen und können, den Detail-Angriff gegen Schwarzschild durch die General-Verbeugung vor seiner Arbeit zu mildern, die bei dieser Gelegenheit wohl fällig gewesen wäre. Wolltest Du also mit diesen beiden «protestieren», so musste es vorbehaltlos gegen Schwarzschild gehn.

Als Resumée bleibt: das erste Wort «für» aus Deinem Munde fällt für Doktor Bermann, – das erste Wort «gegen», – Dein erster offizieller «Protest» seit Beginn des dritten Reiches richtet sich gegen Schwarzschild und das «Tagebuch» (in der N.Z.Z. !!!).

Meine persönliche Freundschaft für Schwarzschild ist gleich null. Meine Feindschaft für Bermann ist nicht persönlich. [. . .]

Er bringt es nun zum zweiten male fertig (das erste mal anlässlich des «Eröffnungsheftes» der «Sammlung»), dass Du der gesamten Emigration und ihren Bemühungen in den Rücken fällst⁷, – ich kanns nicht anders sagen.

Du wirst mir diesen Brief wahrscheinlich sehr übel nehmen, – ich bin darauf gefasst und weiss, was ich tue. Diese freundliche Zeit ist so sehr geeignet, Menschen auseinanderzubringen – in wievielen Fällen hat sie es schon getan. Deine Beziehung zu Doktor Bermann und seinem Haus ist unverwüstlich, – Du scheinst bereit, ihr alle Opfer zu bringen. Falls es ein Opfer für Dich bedeutet, dass ich Dir, mählich, aber sicher, abhanden komme, –: leg es zu dem übrigen. Für mich ist es traurig und schrecklich.

Ich bin

Dein Kind E.

Thomas Mann*Arosa den 23. I. 36**Liebe Eri,*

Dein Brief hat mir natürlich weh getan und das sollte er ja als Revanche für den Schmerz, den ich Dir zugefügt – nicht gern und nicht recht wissentlich; denn ich bilde mir immer wieder ein, dass Du mein Verhalten, das seinen persönlich bestimmten Anfang und seine Konsequenzen hat, neben dem Deinen gelten lässt. Du tust es auch kindlicher Weise zwischendurch; aber wenn dies Verhalten wieder einmal in einer Einzelheit akut wird, wie jetzt, geht die Leidenschaft mit Dir durch. Leidenschaft ist schön; blinder Hass, vorsätzliche Ungerechtigkeit sind es nicht. I c h habe Entschuldigungen auch für diese. Schön ist das Ganze nicht, und so ist es kein Wunder, dass heftig Unschönes mit unterläuft in der Reaktion darauf. Eins der Hauptmerkmale für die idiotische Roheit des gegenwärtigen Deutschtums war für mich von Anfang an, schon vor seiner «Machtergreifung», sein Verhältnis – nicht zu mir, sondern zu meinen Kindern, zu Dir und Klaus. Du bist nicht die Erste, der ich das sage.

Zum Tage-Buch verhalte ich mich weniger zärtlich. Sein Artikel gegen Bermann war eine Gemeinheit. Es ist einfach nazihaft, mit solchen Methoden über Einen herzufallen, der sich nicht wehren, nicht antworten kann. (Antworten konnten ja auch wir drei Protestierenden nicht, sondern nur allgemein abwehren.) Dass es ein Unglück war, dass Bermann sich nicht entschliessen konnte, sofort nach Ausbruch des Irrsinnes das Land zu verlassen, darüber ist kein Streit. Er hat es nicht fertig gebracht. Infamieen hat er nicht begangen; keine einzige ist nachweisbar. Die Widmung an Goering¹, oder wie das Schwein sich schreibt, war ein vereinzelter Unglücksfall, entstanden durch die einseitige Bindung an einen Verlagsautor (Hauser), der sich seinerseits dann sofort lossagte. Mit Leuten wie er hat der Verlag seitdem nichts mehr zu schaffen gehabt. Dagegen hat er, entgegen ständig verschärfter Gesetzgebung, bis in die jüngste Zeit Bücher von Juden herausgebracht, Broch², Gumpert³, hat meinen in jedem Satz herausfordernden Essayband⁴ gebracht und bei sonst unvermeidlicher Blässe seiner Produktion in ständigem Kampf mit der nach Unterwerfung brüllenden Gewalt dem Verlag leidliche geistige Würde zu wahren versucht. Er ist n i c h t protegiert worden, hat n i c h t die Bevorzugung genossen, aus denen das Tage-Buch seine Verdächtigungen ableitet. Er war kein Sonderfall. Firmen mit jüdischen Inhabern, Cassirer, Ruetten u. Loening, Peters und manche andere arbeiten bis heute in Deutschland genau wie er es getan hat⁵. Warum, das lassen wir die elende Sache der Machthaber sein. Genug, es ist so, und dass gerade Bermann sich deshalb

dem Göbbels verschworen haben müsste und nun als sein Spitzel und als Agent des Dritten Reiches ins Ausland geschickt würde, ist aufgeregter und aufgelegter Unsinn. Woher weiss Schwarzschild, dass Bermann die Devisen bewilligt worden sind? Er weiss es falsch; sie sind ihm – bisher wenigstens – *n i c h t* bewilligt worden; alles ist bis heute unentschieden, und ob er überhaupt loskommt und wann, mit einem wie blauen Auge, weiss niemand. Es sind leichtfertige Hassphantasieen, was das Tage-Buch darüber schreibt.

Dass Bermann hinauswill – wie sollte ich es nicht begrüßen? Es ist nicht sein Verdienst, dass er nun innerlich so weit ist; aber er ist so weit, und durchaus Gutes und Günstiges kann daraus entstehen. Du darfst das Folgende *n i e m a n d e m* weiter sagen, ich selbst dürfte es nicht weiter sagen, B. will die in Berlin damit überraschen, wenn er draussen ist. Er hat sich für den Fall seines Loskommens mit W. Heinemann, London, verbunden als selbständiger Leiter der deutschen Abteilung einer neuen Firma, die «Fischer - W. Heinemann Verlag, London - Zürich (Wien)» heissen soll – mit grossem Kapital, englisch-amerikanisch-schweizerisch, politisch dadurch sehr gesichert und literarisch ein freies Welt-Unternehmen, in dem meine Bücher an ihrem Platze sein werden wie sonst nirgends. Lässt Deutschland sie auch ferner zu, trotz dem, was ich den Machthabern zu schlucken gebe, – desto besser. Schliesst es sie aus, soll es mir auch recht sein. Auf jeden Fall würde das Zustandekommen dieses Unternehmens für mich einen grossen und wichtigen Schritt vorwärts bedeuten.

Und da soll ich mich nicht zur Wehr setzen, wenn Schwarzschild in dieser Weise dazwischenfunket? Er weiss nicht, was er tut. Ich habe ihm geschrieben: Wenn Sie wüssten, in welchem Zeichen die Widerstände stehen, denen B. in Zürich begegnet, so würden Sie sich besinnen, den Gegnern seiner Niederlassung in die Hände zu arbeiten. Diese argumentieren durchaus nicht damit, dass er es zu sehr mit den Nazis gehalten habe, sondern damit: es werde, wenn man ihn zulasse, in der Schweiz ein «Auf-flammen des Antisemitismus» geben wie in Deutschland, wo auch die «kul-turelle Vorherrschaft der Juden» dazu geführt habe. So stand es in dem Gutachten der Schweizer Verleger, das ich gelesen habe, einem hahne-büchernen Machwerk. Wer sich für die Arbeitsbewilligung an B. einsetzt, das sind natürlich die liberalen, kulturfrendlichen Elemente, die anti-frontistischen, von den Verlegern etwa Oprecht⁶ und Niehans⁷, von städ-tischer Seite namentlich der Stadtpräsident; und sie werden von dem Tage-Buch-Artikel verwirrt, gelähmt und blossgestellt. Klöti⁸ rief mich sofort ganz bestürzt an und fragte, was das denn sei und ob da nicht etwas geschehen könne, – zu schweigen von Bermann, der ausser sich aus Lon-don telephonierte und um Hilfe bat. Schwarzschild ist eben kein zartes

Blümchen, das man schonen muss, und dem man nicht «in den Rücken fallen» darf, sondern (was ich auch wohl noch zu spüren bekommen werde) ein ganz gefährlicher Gegner und ein Publizist, der zwar sein Blatt etwas weniger emigranten-cliquenhaft und weltoffener gestalten könnte, der aber grossen Einfluss hat, eifrig gelesen wird und mit drei Worten eine Sache hintertreiben kann, an der mir gelegen ist. Ich bin, weiss Gott, nicht ausfallend gegen ihn geworden, sondern habe nur von unserem «besseren Wissen» gesprochen, das eine Tatsache ist.

Das ist dieser Fall. Er ist nur ein Teilstück und nur die Manifestation eines grösseren Ganzen, das weiss ich; Dein Kummer über mein Gesamtverhalten dazu, der immer latent ist, ist anlässlich ihrer wieder einmal zum Ausbruch gekommen und hat mir Deinen Brief eingetragen mit seinen dunklen Drohungen, Du werdest mir noch Deine Liebe entziehen. Ich bin deswegen ziemlich getrost. Zum Sich überwerfen gehören gewissermassen Zwei, und mir scheint, mein Gefühl für Dich lässt dergleichen garnicht zu. Wenn ich denke, wie Du manchmal gelacht und Thränen in den Augen gehabt hast, wenn ich euch vorlas, so scheint mir Deine Ankündigung auch wieder unwahrscheinlich. Du bist viel zu sehr mein Kind Eri, auch noch in Deinem Zorn auf mich, als dass sie sich so recht erfüllen könnte. Meine Ergriffenheit bei Deiner Pfeffermühlen-Produktion beruht immer zum guten Teil auf dem väterlichen Gefühl, dass das alles eine kindliche Verlängerung meines eigenen Wesens ist, – ich bin es nicht gerade selbst, es ist nicht meine Sache, das zu machen, aber es kommt von mir her. So kommt im Grunde auch Dein Zorn auf mich kindlich von mir her; es ist sozusagen die Objektivierung meiner eigenen Skrupel und Zweifel.

G. Bernhardt hat ja neulich von dem Komplex recht loyal und schonend gehandelt⁹ und gezeigt, was – vielleicht – anders hätte sein können, wenn ich anders gewesen wäre. Ich bin nicht ganz seiner Meinung. Hätte ich es von Anfang an wie Heinrich, Schwarzschild, Feuchtwanger gemacht, so wäre meine «Stimme» viel mehr im allgemein Emigrantischen untergegangen, meine Möglichkeiten moralischer Einflussnahme wären heute schon abgenutzt. So, wie ich es gehalten habe, bilde ich eine Reserve, die eines Tages noch nützlich werden kann. Auch glaube ich an die natürliche Notwendigkeit einer gewissen Rollenverteilung: Heinrichs Sache war niemals genau auch meine, und warum sollte ich heute, was er unübertrefflich tut, daneben weniger gut noch einmal tun? Hier spielt das Bruderproblem in die Angelegenheit hinein, von dessen mühsam geordneter Schwierigkeit Du Dir kaum eine Vorstellung machst.

Eins ist ganz gewiss falsch in dem Artikel des Pariser Tageblatts: Die Vermutung, irgend jemand in der Welt könne glauben, ich hielte es mit den Nazis, ist absurd. Die ganze Welt weiss, dass ich in zurückhaltendem, aber

radikalem Protest gegen das Dritte Reich, zu Hause beraubt, beschimpft und verpönten Namens, im Auslande lebe. Genützt hat das den Berliner Schurken nicht. Was ich, teils durch Mielein, teils direkt, dem amerikanischen Präsidenten über sie gesagt habe, hat ihnen auch nicht genützt. Überhaupt bringe ich es ja garnicht fertig, ganz inaktiv zu bleiben. Den Brief nach Oslo habe ich für das Werbe-Zirkular freigegeben¹⁰. Die für Nizza bestimmte Rede erscheint nächstens französisch in den Mitteilungen der *Coopération*¹¹. Das Wassermann-Vorwort ist da¹². Und davon, dass ich (statt ihnen «in den Rücken zu fallen») alle Augenblicke für die Emigranten Vorlesungen halte, obgleich ich das Geld selber brauchen könnte, sollte ich wohl schweigen.

Hilft alles nichts, die Gewissensmahnung, die in Dir zum Zorn wird, bleibt, und beständig habe ich das heiter-grossartige Spiel, das ich in Gestalt des «Joseph» treibe, und das an und für sich schwierig genug ist, dagegen durchzusetzen. Monate lang habe ich es schon einmal unterbrochen, um Entwürfe zu einer Kampf- und Zeit-Schrift von der Art der «Betrachtungen» aufzuhäufen¹³. Aber merkwürdig – während vorher das Dichten mir müssig erschienen war, kam nun das Reden mir so quälend müssig vor, dass ich abliess und zum Roman zurückkehrte. Es ging nicht, es sollte nicht sein – vielleicht *n o c h* nicht. Man muss Geduld mit mir haben, ich selbst muss sie haben, meine eigentliche moralische Leistung bestand immer in ihr. Der Tag mag kommen, möge kommen, wo ich, ungehemmt von Vollständigkeitswahn, die Welt und die Deutschen selbst aufrufe und sage: Es ist genug, macht Schluss, fort mit dem Gesindel. Vielleicht durfte das nicht zu früh geschehen – vor allem der Deutschen wegen nicht, die erst durch Erfahrung reif dafür gemacht sein und von sich aus danach *v e r l a n g e n* müssen. Es nützt wenig, die Welt gegen den Greuel aufzurufen, solange die Deutschen selbst nicht innerlich und gründlich mit ihm fertig sind – und wenn nicht alles täuscht, sind sie nicht mehr weit davon.

Ich bin froh, dass ich zum Frühjahr den dritten Josephband abschliesse und herausgebe; denn zu dem, was ich um meines Gewissens und Deines Zornes willen wohl werde tun müssen gehört bei mir eine grosse, fast tödliche *B e r e i t s c h a f t*.

Ich stecke bis zum Hals in Korrekturen und schreibe dabei am siebten und letzten «Hauptstück» des Bandes – bei 1800 m etwas viel und kaum der «Erholung» dienlich. Aber ich fand immer, dass nur die Leute sich immerfort «erholen», bei denen garnichts daran gelegen ist. Darin bist Du auch mein Kind, dass Du Dich auf Erholung nicht sehr verstehst.

Herzlich

Z.

Erika Mann

St. Gallen, 26. I. 36

Lieber Z. – Dein Brief¹ hat mich sehr aufgeregt und er ist mir sehr nahe gegangen. Aber das, was Du meinen «Zorn» nennst und das, was ihn heraufbeschworen hat, siehst Du, – verzeih mir, nicht richtig. Wenn ich es, (sogar dir gegenüber) so hinstelle, als glaubte ich, dass Du aus purer Gutmütigkeit gegen Bermann, aus reiner Anhänglichkeit, in der N.Z.Z. den Ritter gemacht hättest, so ging m e i n «besseres» Wissen schon vor Lektür Deines Briefes, durchaus dahin, dass Dir aus Gründen, die Du für gut und egoistisch hältst, an dem Zustandekommen des Bermannverlages, wo auch immer er sich etabliere, gelegen sei und dass Du dir von keinem Schwarzschild, oder durch wen vertreten die «Emigrantenschaft» sich sonst zum Worte melde, etwas dreinpfuschen lassen wolltest. (Das Wort «Emigrantenschaft» stammt von Dir, Du hast es in einem Brief an Rudolf Olden² benutzt, der mir ob der Geringschätzung, die es ausdrückt, betrübt, in London davon sprach.) Nein, Deine Beziehungen zum Tage-Buch und seiner weiteren Umgebung sind nicht «zärtlich», – da sind die zu Annettli und Hesse schon viel zärtlicher und der Gedanke, (wie Stefan Zweig, nur viel grossstiliger) einen feinen, exquisiten Extraverlag³ zu haben, statt mit Ludwig⁴ und Plet[h]i in einem eindeutigen Emigrantenverlag aufzutreten, ist Dir durchaus genehm. Ich verkenne nicht das kotelettbrötchenhafte Deiner Einstellung, nur dass ich, – a, – nicht sehe, welcher höheren Nutzen Du Dir von der Konstellation, sogar mit Heinemann⁵, versprichst, – und, – b, – nicht glaube, dass Du Dir über die grosse H ä s s l i c h k e i t, die grosse Gefährlichkeit und die grosse Tragweite Deines Entschlusses ganz im Klaren sein magst. Was den höheren Nutzen angeht: soweit Deine Bücher in deutscher Sprache erscheinen, – in einer «deutschen Abteilung» also doch eines im übrigen noch so weltoffenen Verlages, verfügen sie über einen bestimmten begrenzten Markt. Kardinalfrage bleibt immer: rechnet Deutschland zu diesem Markt. Bei Bermann (ob mit oder ohne Heinemann) scheint das wohl gesichert, und, neben der geplanten Exquisitheit des Verlages, – v o r i h r, ist das sein Haupt-Plus für Dich. Wo aber der prinzipielle Unterschied liegt, zwischen einem Verlag, der in Deutschland genehm (und also von drinnen abhängig) sein will und einem, der dort geradezu angenehm wäre (wie Schwarzschild meint, dass er sein müsste), das sehe ich nicht, – einen graduellen Unterschied zugegeben. Es ist weder «blinder Hass», noch «vorsetzliche Ungerechtigkeit», wenn ich Dir sage, dass mir Deine Bücher bei der «Insel» lieber wären, als im «Heinemann-Fischer-Verlag London-Zürich-Wien». Wenn Du denn an Deinem Wunsch und Vorsatz festhalten willst, in Deutschland gelesen zu werden,

warum erscheinst Du nicht dort und vermeidest es, das Zwei-Stühle-System, das für Dich und Deine Person vermöge verschiedener Eigenschaften und Möglichkeiten, die ihr innewohnen, vielleicht vertretbar erscheint, auf ein grosses Geschäftswesen mit vielen Autoren und ganz andern Eigenschaften und Möglichkeiten zu übertragen? Denn nicht um das «durchschlüpfen» allein Deiner Bücher handelt es sich doch, sondern um das durchschlüpfende Wesen, oder Unwesen eines ganzen neuen Verlages! – Dass ein «grosses Kapital», wie Du es dem neuen Verlage zutraust, Dich entscheidend zu locken vermag, glaube ich nicht, – und in allen Fremdsprachen ist Dein Werk ohnedies erstklassig placiert, – wo also könnte, ausserhalb Deutschlands, der höhere Nutzen liegen?

Was aber die Hässlichkeit und die Gefährlichkeit angeht, so liegt sie in der schrecklichen Spaltung der Emigration, die Du heraufbeschwörst, indem sie nun also unter Deiner Schirmherrschaft in eine echte, ganze und in eine unechte, halbe (der Du angehören willst) geteilt werden soll.

Ach, mein Brief (der letzte) sollte keine «Revanche» darstellen, – wie könnte ich Dir wehtun wollen? Nur für möglich hatte ich gehalten, dass Du Dich meinen Vorstellungen ein wenig zugänglich würdest erweisen mögen. Nicht um Schwarzschilds Heil ging es mir, den persönlich auch ich nicht für «zart» halte, – sondern um Deines und um das unsere. Denn *w i r s i n d* «zart», – die gesamte Emigration, Du und Schwarzschild inbegriffen, – unsere Lage macht uns zart, – wir können es uns nicht leisten, auf Dich zu verzichten und Du darfst es Dir nicht leisten, uns zu verraten.

«Eines der Hauptmerkmale für die idiotische Rohheit des gegenwärtigen Deutschtums» sei von Anfang an sein Verhältnis zu uns gewesen, – Zu Klaus und mir, – Du berufst Dich darauf. Für mich, – darauf darf ich mich berufen, – ist es von Anfang an höchstens schmerzlich gewesen, – nie hat es meinen «Zorn» erregt, wenn die freundlich-interessierte Anerkennung, die Du Deinerseits manchen unserer Bemühungen zolltest, so sehr privat blieb, – wenn Du, wie etwa im Falle «Pfeffermühle – N.Z.Z.»⁶ nicht einen Finger rührtest, um das Blatt, das mir und meiner Sache in der infamsten Weise ans Leben wollte, wenigstens als Privatmann «abzubestellen», – von der Aufrechterhaltung Deiner offiziellen Freundschaft für Korrodi, der, ohne die kleine Mühle überhaupt zu kennen, als von etwas schlechtem und dreckigem von ihr spricht, – ganz zu schweigen. Dass Du dem Klaus und der «Sammlung» in den Rücken gefallen bist (oder wie sonst willst Du, dass ich es nenne?) und ihm mehr damit verdorben hast, als je ein Nazi in «idiotischer Rohheit» es konnte, – ich bin darüber hinweggekommen, – ich hätte mich geschämt, «pro domo» «zornig» zu sein (obgleich ich mir darüber hätte klar sein dürfen, oder sollen, dass Du ja nicht nur dem engeren Haus, sondern dem weiteren, schweren Schaden zugefügt hattest!).

[. . .] Dieser Brief ist zu lang, es ist drei in der Nacht und ich fürchte, die Töne nicht gefunden zu haben, die zu Dir dringen. Lass mich noch einmal bitten: Überlege es Dir. Vernichte nicht den unzarten Schwarzschild mit einer fürchterlichen Erwiderung in der N.Z.Z., – denk an die Verantwortung, die Dich trifft, wenn Du, nach dreijähriger Zurückhaltung, als erstes Aktivum die Zertrümmerung der Emigration und ihrer bescheidenen Einheit auf Dein Conto buchst, – und an das Schauspiel, das wir «drinnen» bieten. Ich bitte Dich sehr, –

R e c h t sehr: E

Du hast recht: dies alles tut meiner Zugehörigkeit zu Dir im Grunde keinen Abbruch, das aber eben macht das Ganze nur unleidlicher.

im Zug [29. 1. 1936?]¹

Lieber Z.

hältst Du mich jetzt für fanatisiert und lieblos? Aber ich bin es nicht, – weder das eine, noch gar das andere. Im Dahinfahren kommt mir, im Gegenteil, alles ganz sinnlos und verkehrt vor. Wie kann ich Dir gegenüber sitzen und jedem Wort von Dir so leidenschaftlich widersprechen? Lohnt sich das überhaupt? Sollte man Dich nicht ruhig «machen lassen» und gar nicht daran denken, dass Unholde wie Bermann das ja eben auch nicht tun?

Aber was soll mir am Herzen liegen, wenn nicht die Würde und Unbescholtenheit dessen, was Emigration heisst und Deine Würde und Unbescholtenheit in ihr?

Verzeih, wenn ich Dich gekränkt habe, – ich wollte das gewiss nicht, – auch nicht mit meinen «Vorwürfen» in unsern persönlichen Dingen. Ich freue mich immer, wenn ich merke, dass Du, ausser an mir, sogar auch an der Mühle etwas hängst, – und wenn ich auf Korrodi und die N.Z.Z. hingewiesen habe, im Zusammenhang damit, und auf Deine Beziehungen zu diesen beiden elenden Institutionen, so doch nur, um Dir zu sagen, dass ich Dir diese Beziehungen nicht verdacht habe. Nur nicht gerade dort und an der Stelle, die Dir schon durch ihr Verhalten zu mir ein wenig hätte verleidet sein können, (zu schweigen von andern und wichtigeren Bedenken) hätte der «Protest» erscheinen müssen.

Schluss. Ich bete zu all unsern Göttern, dass Deine «Antwort» schön wird. Willst Du auf Schwarzschild nicht an einer andern Stelle «eingehn»? (In der National-Zeitung!!?)

Und vergiss die alte Lasker-Schüler nicht², die, obgleich Ghettojüdin,

sogar von der Korrodischen geschätzt wird, – und sicher eine «Dichterin» ist, – keinesfalls der schmutzigen Roman-Industrie zugehörig.

*Ich bin Deine:
E.*

Anmerkungen

Erika Manns Briefe vom 19. und 26. 1. 1936 wurden in den Blättern der Thomas-Mann-Gesellschaft Nr. 15, Zürich 1975, erstmals abgedruckt.

Erika Mann, 19. 1. 1936

¹ *Hesse*, der den *Protest* vom 18. 1. 1936 mitunterzeichnet hatte, wurde am 27. 1. 1936 von Klaus Mann deswegen zur Rede gestellt. Er schrieb ihm darauf den folgenden Brief (Durchschlag im Thomas-Mann-Archiv):

Montagnola Ende Januar 36

Sehr geehrter Herr Klaus Mann

Sie haben meinen Brief etwas missverstanden. Ich wollte Ihnen mitteilen, dass ich, beleidigt durch mehrere Wortführer der Emigration und von der Schmutzigkeit ihrer Kriegführung angewidert, mich als Kritiker aus einer so üblen Atmosphäre zurückziehe.

Keineswegs war es aber meine Absicht, Sie um Rat für mein ferneres Verhalten oder um Ihre Korrektur für meine Urteile über die heutige deutsche Literatur zu bitten.

In Ihrer Antwort an mich haben Sie das Unglück, lauter Töne anzuschlagen, die mir weh tun.

Sie werfen mir vor, ich reagiere auf die scheusslichen Angriffe Ihrer Partei zu «persönlich». Gewiss, ich habe stets «persönlich» und nie kollektiv und organisiert gelebt, und werde das weiter so halten.

Zugleich identifizieren Sie mich einfach mit der Zürcher Zeitung, deren gelegentlicher Mitarbeiter ich bin. Sie wissen so gut wie ich, dass ich auch an andern Blättern mitarbeite, z. B. der Basler Nationalzeitung etc.

Dann schreiben Sie von der «Gastfreundschaft» der Länder, in welchen Emigranten leben. Diese «Gastfreundschaft» in Anführungszeichen mag unter Emigranten ein beliebter und keineswegs unberechtigter Ausdruck sein. Mir gegenüber, einem Schweizer, der sich in hundert Fällen und mit grossen Opfern vieler Emigranten und ihrer Not angenommen hat, ist dies Sichlustigmachen über unser ehrliches Mitleiden und unsre nicht ausreichende, aber herzliche Hilfsbereitschaft einfach eine Ohrfeige.

Sie geben zu, dass die Emigranten häufig allzu empfindlich seien, fordern aber Verständnis dafür, dass Sie wahrlich gute Gründe dazu haben. Nun, und warum sollen meine Gründe weniger gut sein, wenn ich mich geohrfeigt und niederträchtig verdächtigt finde von Leuten, denen ich nie mit einem Wort weh getan, für die ich viele Opfer gebracht habe. Wenn die Emigranten Menschen sind und das Recht zu Menschlichkeiten haben, so bin auch ich ein Mensch und habe das Recht, an Beleidigung und Gemeinheit so viel einzustecken als ich eben vertragen kann. Wenn meine Verletztheit mich dazu triebe, nun gegen die Emigration Partei zu ergreifen, so hätten Sie recht. Aber ich tue ja nichts, als dass ich mich aus einer Tätigkeit zu-

rückziehe, in der ich glaubte unter Kollegen zu sein, und wo man mir absichtlich und aus hässlichen Motiven weh getan hat.

Sie schreiben weiter von einer «Bermannklärung», die Ihr Vater und ich signiert hätten. Es ist eine Erklärung in Sachen Bermann, die Ihr Vater verfasst hat, und die ich, nach telefonischem Durchsprechen des Wortlautes, gebilligt und mitunterzeichnet habe.

Ich stehe nach wie vor zu dieser Erklärung. Der Kampf der Herren Bernhard und Schwarzschild gegen Bermann ist der Kampf von erbitterten Gegnern gegen eine gefürchtete Konkurrenz, ein Kampf um Geld und Existenz, und er wird von diesen Herren mit Mitteln geführt, gegen die ein anständiger Mensch keine Gegenmittel hat.

Ich muss Ihnen auch sagen, dass die Wirkung dieser Mittel eine zweifelhafte ist. Ich bekomme jetzt viele Briefe von Lesern, z. B. von Schweizern, die ihre Abonnemente auf die Emigrantenblätter sofort abbestellen wollen, und bei einigen werde ich Mühe haben, sie auch ferner zur Hilfsbereitschaft in Emigrantenfragen zu bewegen.

Jedenfalls: hier in der Schweiz hat in meinen Kreisen, die sich freundlich und hilfsbereit zu den Emigranten verhielten, das Manöver gegen Bermann, Ihren Vater und mich den Emigranten sehr geschadet.

Ihren Ratschlägen werde ich nicht folgen, sondern meinem Herzen, und wenn ich im Gefühl des Verletztseins einen Fehler begehen sollte, so wird es, wenn das Blut sich beruhigt hat, wieder gutgemacht werden.

Meine Erfahrung in diesen Sachen ist nicht mehr jung. Ich habe im Krieg, während Herr Bernhard glühende Konjunkturartikel schrieb, einige wenige Literaten nicht bloss schwatzen hören, sondern sich bewähren sehen, dazu gehörte die jetzt von Bernhard verdächtige Annette Kolb, und Romain Rolland, die Freundschaft mit den beiden war das einzige Gute, was die schauerlichen Kriegsjahre mir gebracht haben. Später, nach dem Krieg, kam Ihr Vater hinzu, das sind drei Kollegen, auf die ich stolz bin, die ich liebe und hochschätze, und die mir sehr viel mehr bedeuten als ganze Parteien und Cliques. Es wird uns stets die Rolle zufallen, als Don Quichotes belächelt oder von Gegner[n] im Kampf der Meinungen mit der Waffe der Lüge und Brutalität zum Schweigen gebracht zu werden. Aber diese gelegentlichen Begegnungen mit der Welt und den Kampfmitteln unsrer Gegner bedeuten in unsrem Leben nicht so viel wie die Gegner meinen.

Was den Verlag Fischer betrifft, so möchte ich hinzufügen: mein Eintreten für Bermann war das Eintreten für einen Freund, der von Räubern überfallen wird. Ob Bermann als Verleger einzelne Fehler mag begangen haben, weiss ich nicht, ich kenne ihn anders als seine Konkurrenten ihn kennen. Persönlich werde ich durch das Gelingen oder Misslingen von Bermanns Plänen übrigens nicht berührt. Wenn er den Verlag Fischer verkauft, so gehen meine Bücher und Verträge mit an den Käufer über. Irgend welche geschäftlichen Vorteile oder Nachteile habe ich also vom Endergebnis dieses hässlichen Kampfes der Konkurrenz gegen B. nicht zu erwarten.

Es ist nun genug. Ich wollte Ihren Brief nicht ohne Antwort lassen. Wenn die jetzigen Streitereien vorüber sind, begegnen wir uns vielleicht irgend einmal wieder.

Mit Grüßen Ihr
[Hesse]

Dem Durchschlag dieses Briefes lag eine maschinengeschriebene Notiz Hesses bei:

Infolge der heftigen Angriffe, welche die Emigrantenpresse in Prag und Paris gegen mich richtete, schrieb ich an den Sohn von Thomas Mann in Amsterdam, dass ich

jetzt meine Berichte über die Bücher von Emigranten einstelle und bitte mir keine Bücher mehr zu schicken. Darauf bat er, ohne aber von jenen Angriffen gegen mich und seinen Vater abzurücken, ich möchte auch weiter als Kritiker wie bisher tätig bleiben. Beiliegende Copie war meine Antwort an ihn.

H.

² Es handelt sich wohl um einen Brief an das Friedenspreis-Comité in Oslo, mit der dringenden Bitte, den Friedensnobelpreis 1936 an Carl von Ossietzky zu vergeben; der Brief wurde im Herbst 1935 abgeschickt und am 31. 10. 1935 René Schickele mitgeteilt (vgl. *Briefe* I, S. 401). Offenbar zunächst nicht zur Publikation vorgesehen, erschien er zuerst in schwedischer Übersetzung am 11. 7. 1936 in «Göteborgs Handels- och Sjöfartstidning» unter dem Titel *Nobelpriset och Carl Ossietzky* (vgl. Kurt R. Grossmann: *Ossietzky. Ein deutscher Patriot*. München: Kindler 1963, S. 397 ff.). Vgl. ferner Thomas Manns Brief zum Urteil des Reichsgerichtes, Leipzig, im Weltbühnen-Prozess gegen Carl von Ossietzky, datiert 10. 1. 1932 (Die Weltbühne, Jg. 28, Nr. 20, Berlin 17. 5. 1932, S. 741–742). Der Brief ist an Dr. Alfred Apfel, den Verteidiger Ossietzkys, gerichtet. Ferner: *Zum Tode Carl von Ossietzkys* (am 4. Mai 1938). Deutsches Volksecho, New York, 14. 5. 1938. – *Carl von Ossietzky und die «Weltbühne»*. Die Weltbühne, N. F., Jg. 4, Nr. 43, Berlin, 26. 10. 1949, S. 1313–1314.

³ Vgl. Kurt R. Grossmann: *Ossietzky. Ein deutscher Patriot*. München: Kindler 1963, S. 402 ff.

⁴ s. s. [Armin Kesser]: «*Henri Quatre*» oder «*das andere Deutschland*». Neue Zürcher Zeitung, 24. 11. 1935.

⁵ Brief vom 29. 11. 1935 an Eduard Korrodi (Br. I, 404–405): Ihre *Bitte*, lieber Freund, war erfüllt, bevor Sie sie aussprachen. Ich sollte mich an einer Aktion gegen die Kritik des kleinen Kesser beteiligen oder auch nur für möglich halten, man könnte mit einem solchen Vorschlag an mich herantreten? Wo denken Sie hin! Vor allen Dingen ist ja diese Kritik selbst ein internum Helveticum, und auf *meine* Tabuscheu kann sich die Schweiz verlassen. Allerdings wird der Fall dadurch etwas kompliziert, dass der Verfasser selbst Emigrant ist; und ihm, meinem Landsmann, der zu Hause sehr, sehr links, wohl eigentlich bei den Kommunisten stand und der nun also für die N.Z.Z. über grosse Literatur schreiben darf, – ihm werde ich meine Meinung ja zu verstehen geben dürfen, indem ich ihn nicht mehr sehe. Von dem Hauptgegenstand ganz abgesehen, fand ich seine Art, sich von seinen Schicksalsgenossen zu distanzieren, gelinde gesagt überheblich. Die deutsche Emigration, von der die Schweiz schliesslich ja nur eine ganz kleine Personenzahl auf ihrem Boden zu dulden hat, ist nach Gesinnung, Begabung und menschlichem Gewicht viel zu ungleichartig als dass man in einem hin über sie urteilen könnte. Aber Eines verbindet sie eben doch, nämlich, dass alle ihr Zugehörigen Opfer *dieses* Regimes sind (eine Ehre, die nicht jedem Einzelnen ganz zu Gesichte stehen mag) und, sehen Sie, auch das ist für mich eine Art von Tabu, das ich scheue, und ich verstehe nicht ganz die gewisse Härte oder sagen wir sogar: den gewissen Ekel, die in Ihrem Empfinden für diese Menschenklasse unverkennbar einschlägig sind. Liegt nicht in dem Gefühlsurteil: «Ein Mensch, der mit seiner Regierung zerfallen ist, ist eine Existenz, vor der es dem Reinen schaudert» – etwas Mesquines, das man zu korrigieren suchen sollte? Denn um welche Regierung handelt es sich! – Der Name des politischen Emigranten war ein Ehrentitel in Zeiten, die nicht halb so viel moralischen Anlass gaben, ihn so aufzufassen, wie die heutigen. Was ist aus der Welt geworden!

⁶ Annette Kolb.

⁷ Vgl. Thomas Mann. *Briefwechsel mit seinem Verleger Bermann Fischer 1932–*

1955. Hg. von Peter de Mendelssohn, Frankfurt: Fischer 1973, S. 689: «Das erste Heft dieser von Klaus Mann im Querido-Verlag, Amsterdam, herausgegebenen Zeitschrift, die sich bemühte, einen Ersatz für die ‚Neue Rundschau‘ zu schaffen, war im September erschienen. Es enthielt einen polemischen politischen Aufsatz Heinrich Manns, aber keinen Beitrag Thomas Manns. Doch war Thomas Mann auf dem Ankündigungsprospekt der Zeitschrift unter den künftigen Mitarbeitern genannt. Auf Drängen des S. Fischer-Verlags desavouierten drei Autoren des Verlags, Thomas Mann, René Schickele und Alfred Döblin, Klaus Manns ‚Sammlung‘.» Thomas Mann telegraphierte: «Kann nur bestätigen dass Charakter erster Nummer Sammlung ihrem ursprünglichen Programm nicht entspricht» und schrieb dem Verlag anschliessend: «Ergänzen Sie meine Erklärung logischerweise dahin, dass mein Name von der Liste getilgt wird – denn darauf läuft sie hinaus.» Ergänzend schreibt Peter de Mendelssohn: «Nachdem die von Alfred Rosenberg geleitete Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums am 10. Oktober 1933 im ‚Börsenblatt für den deutschen Buchhandel‘ die ‚Sammlung‘ und ihre Mitarbeiter massiv angegriffen hatte, übergab Gottfried Bermann Fischer die Erklärungen dem ‚Börsenblatt‘ zur Veröffentlichung. Sie erschienen am 14. Oktober 1933, und die Reichsstelle nahm daraufhin ihren Vorwurf zurück. Am 19. Oktober 1933 erfolgte in der Wiener ‚Arbeiter-Zeitung‘ ein weiterer Angriff gegen Thomas Mann in dieser Angelegenheit. Thomas Mann erwiderte darauf am 25. Oktober in einem offenen Brief an diese Zeitung, der am 15. 11. 1933 in ‚Neue deutsche Blätter‘, Prag, und am 1. 12. 1933 in ‚Das blaue Heft‘, Wien, veröffentlicht wurde.» Der Text dieser Erwidern ist bei de Mendelssohn auf S. 650 abgedruckt. – Vgl. ferner Klaus Manns Brief vom 21. 8. 1933 (Blätter der Thomas-Mann-Gesellschaft, Nr. 13, Zürich 1973, S. 18 f.).

Thomas Mann, 23. 1. 1936

¹ Vgl. dazu Peter de Mendelssohn in: *S. Fischer und sein Verlag* (1970), S. 1279 f.: «Nur ein Autor bereitete dem Verlag eine ernste Unzuträglichkeit. Heinrich Hauser lieferte im Januar 1933 das Manuskript seines neuen Buches *Ein Mann lernt fliegen* ab, das sofort in die Druckerei ging und im Mai erscheinen sollte. Im April verlangte er plötzlich, dass dem Buch eine Widmung an den vormaligen Kampfflieger und jetzigen nationalsozialistischen preussischen Ministerpräsidenten Hermann Göring vorangestellt werde. Eine Ablehnung dieses Ansinnens hätte, wie Bermann Fischer zu Recht befürchtete, die Schliessung oder Enteignung des Verlags und Massnahmen gegen die Familie Fischer und ihre Mitarbeiter zur Folge haben können; die Annahme hätte wie ein jämmerlicher ‚Kniefall‘ ausgesehen, der den Verlag alle Sympathien unter den Gegnern des Regimes innerhalb und ausserhalb Deutschlands gekostet hätte. Bermann Fischer sann auf einen Ausweg. Er verlangte von Hauser die Einholung von Görings ausdrücklicher Genehmigung, in der Überzeugung, dass Göring sie einem ‚jüdischen‘ Verlag selbstverständlich verweigern werde. Doch Göring war geschmeichelt und nahm sie an; das Buch musste mit der Widmung an einen ‚unserer Erzfeinde und Verfolger‘ erscheinen. Nicht genug damit, veröffentlichte Hauser im gleichen Maiheft 1933 der ‚Neuen Rundschau‘, in dem Suhrkamps Aufsatz *März 33* erschien, eine hymnische Schilderung der nationalsozialistischen Maikundgebung auf dem Tempelhofer Feld:

Die Hände der Millionen wuchsen in langsamer Bewegung über die Köpfe hinaus und verharren wie der Schaum einer Brandung über einer heranrollenden Woge. Die Batterien der Selterswasserflaschen, an den Rändern des Heerlagers aufgefah-

ren, glitzerten. Zehntausend Banner in unaufhaltsamem Anmarsch wehten wie ein Wald im Sturm. Die wehenden Fahnen leuchteten wie strömendes Blut . . . Eine seltsame Entrückung und Erhebung lagerte über dem Meer. Es war das Gefühl der eigenen Masse und Unendlichkeit, das jedes Atom in ihr erhob . . . Niemand, der dabei war, wird diesen Tag jemals vergessen.

Der Verlag trennte sich von Heinrich Hauser; Eugen Diederichs übernahm den Vertrag für drei Bücher, die Hauser noch nicht geliefert hatte.»

² Hermann Broch: *Die unbekannt Grösse*. Berlin 1935. (Vorabdruck: Vossische Zeitung, Berlin, 17. Sept.–7. Okt. 1935.)

³ Martin Gumpert: *Hahnemann. Die abenteuerlichen Schicksale eines ärztlichen Rebellen und seiner Lehre, der Homöopathie*. Berlin 1934. – *Das Leben für die Idee. 9 Forscherschicksale*. Berlin 1935.

⁴ Thomas Mann: *Leiden und Grösse der Meister. Neue Aufsätze*. Berlin 1935.

⁵ Thomas Mann spielt hier auf Gottfried Bermann Fischers Brief vom 16. 1. 1936 an: «Für Ihre Bereitwilligkeit, mir in der Schwarzschild'sache zu helfen, danke ich Ihnen herzlichst. Ich war von Schwarzschild bereits vieles gewöhnt. Diese Infamie aber, mich als Spitzel zu verdächtigen, geht zu weit. Ich habe in Deutschland gekämpft, solange es möglich war. Meinetwegen soll er mir daraus einen Vorwurf machen. In dieser Sache werde ich mich niemals mit ihm verstehen. Alles andere aber ist *bewusste* und gemeine Lüge. Sollte Herr Schwarzschild nicht wissen, dass genau wie wir *unbeanstandet* Bruno Cassirer, Ruetten u. Loening, Peters und viele andere in Deutschland arbeiten? Er weiss es ganz bestimmt, denn er ist nicht so unorientiert auf literarischem Gebiet, nicht zu wissen, wo die letzten Bücher von Undset, Max René Hesse, Binding etc. erschienen sind. – Was er über meine Devisengenehmigung schreibt, ist gelogen. Ich habe sie leider noch nicht und habe in Wahrheit nichts anderes getan als sie, wie alle Auswanderer es tun, bei der Devisenstelle beantragt. Es ist eine Schande, dass jüdische Emigranten auf so infame Weise versuchen, anderen Juden, die sich zur Auswanderung entschliessen müssen, die Möglichkeit einer neuen Existenz zu gefährden. Die Motive für diese Handlungsweise sind nur zu durchsichtig.

Darf ich noch die Bitte aussprechen, über die Form des neuen Verlages dritten gegenüber strengste Diskretion zu wahren. Das Bekanntwerden dieser Combination könnte mir in D. schwersten Schaden zuführen. Ich möchte die Herren dort gerne damit überraschen, wenn ich draussen bin.»

Der Brief ist abgedruckt in: *Thomas Mann. Briefwechsel mit seinem Verleger Gottfried Bermann Fischer 1932–1955*. Hrsg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt 1973, S. 117 f.

⁶ Emil Oprecht (1895–1952), Zürcher Verleger und Buchhändler. Er publizierte im Januar 1937 Thomas Manns *Briefwechsel* (Antwort an den Dekan der Philosophischen Fakultät der Universität Bonn auf die Aberkennung der Ehrendoktorwürde). In seinem Verlag erschien «Mass und Wert». Vgl. Thomas Mann: *Abschied von Emil Oprecht* (GW X, 526–528).

⁷ Max Niehans (1890–1966), Zürcher Verleger bernischer Herkunft, der 1934 einen eigenen Verlag gründete.

⁸ Dr. Emil Klöti (1877–1963) war von 1928–1942 der erste sozialdemokratische Stadtpräsident von Zürich.

⁹ Georg Bernhard (1875–1944), früherer Chefredakteur der «Vossischen Zeitung», Berlin, der in Paris die deutsche Emigranten-Tageszeitung «Pariser Tageblatt» (später umbenannt in «Pariser Tageszeitung») leitete und einen ähnlichen Angriff wie Leo-

pold Schwarzschild gegen Gottfried Bermann Fischer und Thomas Mann veröffentlichte: *Der Fall S. Fischer*, in: Pariser Tageblatt, 19. 1. 1936.

¹⁰ Brief Thomas Manns vom 13. 10. 1935 an das Nobel-Friedenspreis-Comité, in dem er sich für die Verleihung des Friedenspreises an Carl von Ossietzky einsetzt. Diesen Brief gab Thomas Mann frei für den Druck eines sogenannten Werbe-Zirkulars für diesen Friedenspreis-Kandidaten, das, als Manuskript gedruckt, streng vertraulich und numeriert erschien unter dem Titel: *Den Friedens-Nobelpreis in das Konzentrationslager! Carl von Ossietzky, Kandidat 1936*. Von Heinrich Mann und Konrad Heiden, mit Beiträgen von Albert Einstein, Thomas Mann, Romain Rolland und Wickham Steed. Ein Exemplar dieses Zirkulars liegt im Zürcher Thomas-Mann-Archiv.

¹¹ Das im März 1935 geschriebene Referat für die Tagung der Völkerbundkommission für geistige Zusammenarbeit in Nizza (1.–3. 4. 1935), unter dem Titel *La formation de l'homme moderne*, wurde in dem vom Institut International de Coopération Intellectuelle, Paris, herausgegebenen Sammelband der Tagungsreferate, obwohl nicht gehalten, in französischer Sprache veröffentlicht. Deutsch unter dem Titel *Achtung Europa!* im «Neuen Wiener Journal» vom 15. und 22. 2. 1936 und 1938 in dem Band gesammelter Aufsätze gleichen Titels im Bermann-Fischer-Verlag, Stockholm.

¹² Marta Karlweis: *Jakob Wassermann. Bild, Kampf und Werk*. Mit einem Geleitwort von Thomas Mann. Amsterdam 1935.

¹³ Thomas Manns Plan, ein Buch über Deutschland zu schreiben, geht auf das Jahr 1934 zurück. Am 4. 8. 1934 schreibt er an Karl Kerényi: «So werde ich wohl von der Erzählung zu einem solchen bekennenden Unternehmen, wie zur Zeit der ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘, übergehen, und die Vollendung meines 3ten Bandes wird in weitere Ferne gerückt werden. Sei es darum. Ein Mensch und Schriftsteller kann nur tun, was ihm auf den Nägeln brennt; und dass die Krise der Welt auch mir zur Lebens- und Arbeitskrise wird, ist in der Ordnung und ich sollte ein Zeichen meiner Lebendigkeit darin sehen. Die Zeit scheint mir reif für eine Äusserung wie ich sie vorhabe, und der Augenblick könnte bald kommen, wo ich bereuen würde, mein abwartendes Schweigen über die dafür gegebene Frist hinaus fortgesetzt zu haben.» Weitere Stellen sind abgedruckt in: *Dichter über ihre Dichtungen. Thomas Mann*. Hrsg. von Hans Wysling unter Mitwirkung von Marianne Fischer, München/Frankfurt 1979. Band 14/II, S. 431–435.

Erika Mann, 26. 1. 1936

¹ Thomas Manns Brief vom 23. 1. 1936 wurde dem Thomas-Mann-Archiv erst kürzlich übergeben.

² Rudolf Olden (1885–1940), Schriftsteller und Jurist (Verteidiger Ossietzkys im «Weltbühne»-Prozess), erkrankte beim Untergang der torpedierten «City of Benares»; Monika Mann, die sich auf demselben Schiff befunden hatte, wurde gerettet. Es handelt sich vielleicht um den nur in Auszügen veröffentlichten Brief vom 14. 5. 1934 (s. Matthias Wegner: *Exil und Literatur*. Frankfurt a. M.: Athenäum 1968, S. 114 f.).

³ Stefan Zweigs Bücher erschienen seit 1934 bei Reichner in Wien.

⁴ Emil Ludwig publizierte seit 1934 bei Querido, Amsterdam.

⁵ Gottfried Bermann Fischer verhandelte im Januar 1936 mit dem Verlag William Heinemann in London im Hinblick auf die Fusionierung beider Verlage. Vgl. Gottfried Bermann Fischers Brief vom 16. 1. 1936 an Thomas Mann (*Briefwechsel*, a.a.O., S. 716).

⁶ Erika Mann hatte am 1. Oktober 1933 ihr Kabarett «Die Pfeffermühle» im Zürcher Lokal «Zum Hirschen» wiedereröffnet. (Sie bereiste in der Folge eine ganze Reihe von Schweizer Städten, aber auch Holland, Belgien, Luxemburg, die Tschechoslowakei und die USA.) Im November 1934 war es bei Aufführungen im Zürcher Kursaal zu Störungen durch die Frontisten und damit zu tumultartigen Auseinandersetzungen mit Anhängern der Linksparteien gekommen. – Ein zwispältiger Bericht über die Aufführung der «Pfeffermühle» war am 5. 11. 1934 in der «Neuen Zürcher Zeitung» erschienen. Über die Krawalle berichtete die Zeitung zwischen dem 18. und dem 25. 11. 1934.

Erika Mann, 29. 1. 1936

¹ Am 29. 1. 1936 war Erika laut Thomas Manns Tagebuch in Küsnacht zu Tische. Sie dürfte den Brief noch am selben Tag geschrieben haben, wohl auf der Rückreise nach St. Gallen, wo die «Pfeffermühle» damals gastierte.

² Thomas Mann hat diesen Rat befolgt (vgl. Gesammelte Werke XI, 790 f.).



ATAG

Wirtschaftsprüfung
Wirtschaftsberatung

Allgemeine
Treuhand AG